

Japanologische Bibliothekare und ihre Ausbildung im deutschsprachigen Raum



Hartmut Lamparth



Peter Pantzer

This article deals with the current situation of those librarians in German-speaking countries who deal primarily with the acquisition and cataloging of Japanese literature. A survey shows the various ways in which the need for specialists in this field has been met up to now. In view of the desirability of training both in Japanese studies and in library science, educational paths and training such as the traditional in-service training, volunteer internships, advanced or parallel degree programs, continuing education courses and green card (immigration) options are compared in order to show the possibilities and limitations of these developments.

Der vorliegende Aufsatz beschäftigt sich mit der Situation jener Bibliothekare im deutschsprachigen Raum, die überwiegend mit der Erwerbung und Katalogisierung japanischer Literatur beschäftigt sind. Überblickshaft wird gezeigt, wie der Bedarf nach Fachkräften in diesem Bereich bisher unterschiedlich gedeckt wurde. Vor dem Hintergrund einer wünschenswerten sowohl japanologischen als auch bibliothekarischen Vorbildung werden Ausbildungsformen wie das traditionelle Referendariat, das Volontariat, Aufbau- und Doppelstudiengänge, Weiterbildungsmaßnahmen und Greencard-Lösungen gegenübergestellt, um Möglichkeiten und Grenzen der Entwicklung aufzuzeigen.

AKTUELLE SITUATION

Obleich die Ausbildung von Bibliothekaren des höheren Dienstes bereits Ende des 19. Jahrhunderts begann¹, wurden erst Ende der 60er- und Anfang der 70er-Jahre des letzten Jahrhunderts die ersten promovierten Hauptfach-Japanologen für den höheren Bibliotheksdienst ausgebildet.² Dies geschah im Auftrag der um diese Zeit von Marburg nach Berlin übersiedelnden Staatsbibliothek. In der Folgezeit wurden wiederholt Sinologen und selbst Koreanisten ausgebildet,³ doch bei den Japanologen stagnierte die Zahl der für das wissenschaftliche Bibliothekswesen Ausgebildeten für Jahrzehnte auf dem damit erreichten Niveau. Erst in den 90er-Jahren wurden wieder Japanologen für den höheren Dienst ausgebildet,⁴ jedoch nicht mehr, wie früher, an der Staatsbibliothek zu Berlin. Nicht alle ausgebildeten Bibliothekare des sinologischen Bereichs sind mit sinologischen Aufgaben beschäftigt. Auch in der Japanologie sind ähnliche Entwicklungen in der Zukunft denkbar, für die Entwicklung des Faches jedoch nicht unbedingt wünschenswert.

Das Durchlaufen sowohl eines regulären Japanologiestudiums (Universität) als auch einer dreijährigen Diplombibliothekarsausbildung (Fachhochschule) für den gehobenen Bibliotheksdienst blieb weiterhin die Ausnahme.⁵ Ungleich größer ist die Anzahl jener Kolleg/-innen, die mutmaßlich bisher ohne spezifische Ausbildung diesem Beruf nachgingen.⁶ Einige Diplom-

bibliothekare erwarben bei entsprechenden Tätigkeiten in Japan Grundkenntnisse des Japanischen.⁷

In der früheren DDR war die Weiterbildung zum Bibliothekar im postgradualen Fernstudium möglich, ohne dass die Promotion als erforderlich angesehen wurde, doch augenscheinlich gab es keine Japanologen, die diese Möglichkeit in Anspruch nahmen.⁸ Kollegen aus der früheren DDR, soweit sie aus dem sinologischen Spektrum kommen, sind in diesem Sinn eher bibliothekarisch denn fachwissenschaftlich geprägt. Ähnlich verhält es sich bei den Kolleg/-innen japanischer Nationalität bzw. japanischer Muttersprache, die im früheren Westen Deutschlands und in Berlin mit japanischer Diplombibliothekarsausbildung diese für die Entwicklung der Japanologie als Wissenschaftsfach wichtigen Berufsnischen an der einen oder anderen Bibliothek besetzten,⁹ da die Nachfrage nach qualifiziertem Personal in der Praxis von den bibliothekarischen Ausbildungsstätten im deutschsprachigen Raum nicht hinreichend erfüllt werden konnte. Von diesen Kolleg/-innen besitzen auch nach japanischen Maßstäben nicht alle eine volle bibliothekarische Fachausbildung. Sofern eine dem mittleren oder gehobenen Dienst vergleichbare Ausbildung vorliegt, fehlt in der Regel eine eigentliche japanologische Vorbildung. Umgekehrt ist aber auch anzumerken, dass den an deutschen Ostasieninstituten ausgebildeten und aus der Not der Situation heraus in Bibliotheken angelernten und dort eingesetzten Japanologen, so versiert ihre Japankenntnisse sein mögen, das Wissen um deutsche bibliothekarische Standards und die erforderliche Spezialisierung auf eine Tätigkeit im wissenschaftlichen Bibliothekswesen zumeist ebenso fehlt. An den Universitätsbibliotheken wird die Japanologie, wenn überhaupt, so meist von Referenten ohne japanologische Vorkenntnisse und primär für die Bereiche westlicher Publikationen über Japan betreut.

So komplex sich die Situation darstellt, ist die Ausbildung für den japanologischen Bibliotheksdienst erst eine Entwicklung aus den jüngsten Tagen. Nicht, dass es Japanstudien in Deutschland und auch in anderen Teilen Europas nicht schon längst gegeben hätte, doch hat die Entwicklung zum systematischen Aufbau japanwissenschaftlicher Bibliotheken ihren stärksten Impetus erst in den 1980er-Jahren erfahren.

Leider konnte damit nicht automatisch auch die Betreuung von japanologischen Fachbibliotheken zunehmend kompetenten Händen anvertraut werden.

VON DEN ANFÄNGEN

Die Anstrengungen und Leistungen der Vorväter der Japanwissenschaft sind ebenso zu schätzen wie die Aufmerksamkeit mancher Bibliothekare, die sich schon früh mit ostasiatischen Publikationen konfrontiert sahen. Als die Iwakura-Mission auf ihrer Europa-Reise im Sommer 1873 die Stadt- und Universitätsbibliothek von Bern besuchte, wurde ihr eine wertvolle Kartenedition aus den letzten Tagen der Edo-Zeit zur Ansicht vorgelegt. Der Bibliothek gereichte sie zum Stolz – dann aber war das japanische Werk bis in unsere Tage unbearbeitet geblieben, ohne Inventarnummer, ohne Aufnahme des Titels, weil sich vermutlich kein Sachverwalter eine Blöße geben wollte.

Mangelndes Fachwissen ist nicht immer eine Schande, zumal da nicht, wo die beruflichen Aufgaben in anderen Bereichen ohnedies sehr vielfältig und verantwortungsvoll sind. Die niederländischen Faktoreidirektoren, die im 18. und frühen 19. Jahrhundert ihre Kisten auf den Schiffsreisen von Nagasaki nach den Niederlanden des Öfteren mit japanischen Druckerzeugnissen füllten, betrachteten diese mehr als prachtvolle Souvenirs denn als wirkliche Studienobjekte. Dennoch ist durch solchen regen Bucherwerb auch ihr Beitrag für die Entwicklung japanologischer Bibliotheken und somit der Japanwissenschaft wahrlich nicht gering zu schätzen.

Es ist ohnedies erstaunlich genug, wie oft wir schon in vergangenen Jahrhunderten in dieser und jener Fürsten- oder Klosterbibliothek auf einen Polyhistor stoßen – Leibniz, Athanasius Kircher und natürlich Engelbert Kämpfer sind solche beeindruckenden Gelehrten. Sie waren bereits im Stande, mit fernöstlichen Quellen umzugehen. Als bezeichnend für die Japanstudien darf gelten, dass sie sich in Europa zumeist dort entwickelten, wo eine bedeutende und solide Bibliothek gewachsen war. Glänzende Höfe, die sich mit kaiserlichen und königlichen Wappen zierten – wie London, Paris, St. Petersburg oder Wien – vernachlässigten ihre Bibliotheken nicht; ja, sie wetteiferten darin, auch Schriften ferner Kulturen in ihren Sammlungen zu wissen. Die Suche war oft mühevoll, der Preis ein hoher, das Erfolgserlebnis dann umso größer.

Der erste gedruckte Bestandskatalog in Wien, der die japanischen und chinesischen Bücher der kaiserlichen Hofbibliothek verzeichnete, erschien 1837. Das Bemerkenswerte: in den Jahren zuvor hatte der damit befasste Hofbibliothekar einen Katalog der lateinischen Bücher abgefasst. Dann wechselte er an

die Universität, um dort – Botanik zu unterrichten. Der vielseitige Gelehrte, der nebenbei auch eine chinesische Grammatik schrieb, hieß Stephan Endlicher (1805–1849); sein Katalog enthielt – fast möchte man sagen, natürlich – chinesische Schriftzeichen. In der Biedermeier-Zeit wurden damit Maßstäbe gesetzt, die unserem Bibliothekswesen heute durchaus als Ansporn dienen könnten, ebenso rasch und zielgerichtet chinesische und japanische Schriftzeichen in das neue Medium der elektronischen Datenverarbeitung einzubringen.¹⁰ Drucktechnisch war dies auch vor fast 200 Jahren eine genau so große Herausforderung gewesen; sie war gemeistert worden!

Waren Japanbücher da und dort lange Jahre hindurch noch eher anekdotische, zahlenmäßig meist seltenere Schmuckstücke großer Bibliotheken gewesen, so änderte sich dies spätestens mit der Etablierung des Faches der Japanwissenschaft an unseren Universitäten. Zunächst war es der Staat, der Übersetzer und Dolmetscher für den Dienst im Fernen Osten brauchte und zu diesem Zweck in Berlin 1887 das Seminar für Orientalische Sprachen gründete. Doch letztlich war es nicht nur die Diplomatie, sondern auch der Handel, der um die Notwendigkeit einer gründlichen orientalischen Ausbildung wusste. Die Orientalische Akademie (K. u. K. Konsularakademie) in Wien war bereits mit gutem Beispiel vorausgegangen. Die Träger dieses auf die Beherrschung der modernen Sprachen zielenden Instituts in Deutschland waren Preußen und das Reich, angesiedelt wurde es *bei* der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin.

Wenn wir davon absehen, dass am Seminar für Orientalische Sprachen (SOS) ergänzend zu den Lehrgängen auch sukzessive eine ausgezeichnete Japanbibliothek entstand, sollten wir in unserem Zusammenhang den Namen eines Mannes aus dem Umfeld dieser Schule nennen, der neben Wolf Haenisch als Kenner Ostasiens und einer der wegbereitenden Bibliothekare mit Japanbezug seine Kompetenz an führender Stelle in die Praxis umsetzen konnte: Wolfgang Seuberlich (1906–1985). In der Mandschurei aufgewachsen, hatte er sich dort die Kenntnis des Russischen, Chinesischen und Japanischen angeeignet, dann an der Auslandshochschule in Berlin, der Nachfolgeinstitution des SOS, eine Lehrtätigkeit ausgeübt und gleichzeitig die Fächer Sinologie, Mandschuristik und Japanologie studiert. 1943 promovierte er an der Berliner Universität mit einer Arbeit zur Verwaltungsgeschichte der Mandschurei. Sowohl sein Lehrer, der angesehene Sinologe Erich Haenisch (1880–1967), wie dessen Sohn Wolf Haenisch (1908–1978) hatten in jungen Jahren an der späteren Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz hospitiert, an der die Tradition zur Sammlung

1887: Seminar für Orientalische Sprachen in Berlin

Wolfgang Seuberlich

chinesischer Literatur bereits auf eine eindrucksvolle Geschichte blicken konnte.¹¹

die Westdeutsche
Bibliothek

Die entscheidende Weichenstellung im Lebensweg von Wolfgang Seuberlich war erfolgt, als er im Januar 1953 an die damalige Westdeutsche Bibliothek (heute: Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz) nach Marburg gerufen wurde, um dort die Betreuung der ostasiatischen Bestände zu übernehmen. Diese Bücher aus Ostasien, die zu dem nach Westdeutschland ausgelagerten Teil der Bestände der Preußischen Staatsbibliothek gehörten, sollten nach dem Sondersammelgebietsplan der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) zu einer nationalen Sammlung von Ostasienliteratur zur zentralen Versorgung der Ostasienwissenschaften zusammengeführt werden. Und in der Tat, Seuberlich gelang es, in seiner 19-jährigen Tätigkeit eine der größten Ostasiensammlungen Europas aufzubauen.

BIBLIOTHEKARE AN DER STAATSBIBLIOTHEK ZU BERLIN

Wolf Haenisch

Mit Wolf Haenisch, 1950–1973 Direktor der Universitätsbibliothek Marburg und seit 1959 Honorarprofessor für Japanologie an der Philipps-Universität, besaß das ostasiatische Bibliothekswesen in Deutschland einen ebenso kongenialen Förderer. Es war nicht von ungefähr gekommen, dass für die Wahl des ostasienbezogenen Sondersammelgebietes die Westdeutsche Bibliothek in Marburg ausersehen war. Mit Wolf Haenisch, der einige Studienjahre in Kyôto verbracht hatte, und Wolfgang Seuberlich wirkten so zwei Personen am Ausbau der auf den Fernen Osten bezogenen Bibliothekswissenschaften.

Wenn wir hier Seuberlich und Haenisch nannten, so ist es angebracht, in einem Atemzug auch auf die späteren Japan-Bibliothekare und ihre Ausbildung an der Staatsbibliothek in Berlin zu sprechen zu kommen. Als Seuberlich die Ostasiensammlung übernahm, hatte es sich noch um einen Einmannbetrieb gehandelt, bei seinem Ausscheiden aus dem Dienst Ende 1971 war in der Bibliothek eine selbstständige Ostasienabteilung mit 16 Mitarbeitern entstanden.

Bereits zu seiner Zeit wurden sowohl ausgebildete als auch angelernte Mitarbeiter zur Betreuung der Ostasienliteratur angestellt. In der Nachfolge von Seuberlich gab es im höheren Dienst neben der mit dem Japanologen Rainer Krempien besetzten Abteilungsleitung eine Fachreferentenstelle für Japanologie, die Helga Dreßler-Wormit einnahm. Auch der jahrelang mit der Staatsbibliothek verbundenen Eva Kraft gebührt Würdigung und Anerkennung. Sie trat mit der Erstellung bibliografischer Verzeichnisse hervor, wobei sie sich vor allem mit dem Katalog klassischer japani-

scher Drucke und Handschriften in deutschen Bibliotheken einen glanzvollen Namen gemacht hat.¹²

INSTITUTIONEN ZUR AUSBILDUNG FÜR DEN HÖHEREN BIBLIOTHEKSDIENST

In der Nachfolge des früheren in Köln ansässigen Bibliothekarlehrinstituts und mit dem Umfeld eines mittlerweile allerdings nicht mehr bestehenden Lehrstuhls für Bibliothekswissenschaften an der Universität zu Köln (Paul Kaegbein) kann die FH Köln auf eine relativ lange Tradition in der Ausbildung von Anwärtern für den höheren Bibliotheksdienst zurückblicken. Auch mehrere Japanologen (Krempien, Dressler, Lamparth) wurden dort ausgebildet. Diese Ausbildung von Anwärtern wurde aus hochschul- und beamtenpolitischen Gründen im März 2002 eingestellt.

Der an der Fachhochschule Köln vom Fachbereich Informationswissenschaft angebotene Magister-Zusatzstudiengang »Bibliotheks- und Informationswissenschaft«, der mit einem »Master of Library and Information Science« (MALIS) abgeschlossen wird, tritt in Nordrhein-Westfalen an die Stelle der früheren Referendarsausbildung. Ein abgeschlossenes Hochschulstudium (z. B. Japanologie) ist Voraussetzung; ein halbjähriges Praktikum oder eine halbjährige Berufstätigkeit im Bereich Bibliothek, Information, Dokumentation bzw. Informationswirtschaft ist bei Studienbeginn nachzuweisen.

Im Bundesland Hessen, an dessen Bibliotheksschule in Frankfurt a. M., der Fachhochschule für Bibliothekswesen, bisher immerhin eine Referendarin (Woldering) ausgebildet wurde, wurde die Ausbildung von Referendaren im Oktober 2002 wieder aufgenommen.¹³ Auch die an der Bayerischen Bibliotheksschule der Bayerischen Staatsbibliothek nach Abschluss des Referendariats ausgesprochene Qualifikation ist wie bisher gewissermaßen noch eine »klassische«, d. h. dass die Auszubildenden mit Beginn des Studiums zu Beamten auf Widerruf mit der Dienstbezeichnung »Bibliotheksreferendar/-in« (im höheren Dienst) ernannt werden und mit erfolgreicher Anstellungsprüfung die endgültige Befähigung zum wissenschaftlichen Bibliothekar bestätigt erhalten. Doch auch wenn es dort Bestrebungen geben sollte, in Zukunft einen größeren Wirkungskreis bei der Referendarsausbildung zu erlangen, wird dies – selbst bei entsprechenden Entsendungen durch die Staatsbibliothek zu Berlin – in absehbarer Zeit wohl kaum für die Heranbildung einer größeren Anzahl auf Ostasien spezialisierter Bibliothekare reichen.

Auch das vom Institut für Bibliothekswissenschaft der Berliner Humboldt-Universität angebote-

Rainer Krempien

Helga Dreßler-Wormit

Eva Kraft

ne postgraduale Fernstudium, das einen Abschluss als »Wissenschaftliche(r) Bibliothekar(in)« vorsieht (»Master of Arts – Library and Information Science«), bietet sich an, doch ist der Umfang der geforderten Praktika gering und es kann bisher damit noch keine Laufbahnbefähigung erworben werden. Die dort neuerdings einsetzende Ausbildung von Volontären wurde bisher augenscheinlich nicht eigens etwa für die Ostasienwissenschaften konzipiert.¹⁴

SITUATION IN DEN DEUTSCHLAND BENACHBARTEN LÄNDERN

Der Vollständigkeit halber ist auch ein Blick auf die Nachbarländer Deutschlands von Interesse. Weder in den Niederlanden noch in der Schweiz ist die Bibliothekarsausbildung staatlich geregelt. In den Niederlanden gibt es zwar an der Universität von Amsterdam ein akademisches Vollzeitstudium »Buch-, Archiv- und Informationswissenschaft«, tatsächlich ist aber eine Bibliotheksfunktion am allerwenigsten an dieses Studium gebunden; im Grunde wird nach Darstellung von Alex Klugkist, Direktor der Universitätsbibliothek Groningen, jedes akademische Studium zum Einstieg akzeptiert, die eigentlichen bibliothekarischen Kenntnisse erwachsen aus der Praxis.¹⁵ Genau dies ist auch der Fall an der einzigen großen japanologischen Bibliothek in den Niederlanden, nämlich dem Zentrum für Japanische Studien an der Universität von Leiden, wo Paul Wijsman – aus dem Fach Japanologie kommend, mit Schwerpunkt Japanische Literatur – eine Bibliothek betreut, die sicherlich zu den ältesten und angesehensten Europas zählt.

In der Schweiz wird die Ausbildung vom Berufsverband der Bibliothekare getragen, sie ist dadurch von diesem stark beeinflusst und organisatorisch an die Bibliothek der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich (ETH) delegiert. Die Ausbildung zum Bibliothekar im höheren Dienst dauert zwei Jahre, wobei während der Berufslaufbahn immer wieder entsprechende Fortbildungskurse unerlässlich sind.¹⁶ In Österreich ist die Bibliotheksausbildung durch eine Verordnung der Bundesregierung gesetzlich geregelt. Um den auch in Österreich herrschenden föderalistischen Traditionen Rechnung zu tragen, findet die Heranbildung von Bibliothekaren an fünf damit beauftragten Bibliotheken statt, neben der Österreichischen Nationalbibliothek (bis 1918 Hofbibliothek) in Wien u.a. auch an der Universitäts- und Landesbibliothek Salzburg. Die Dauer eines Lehrgangs ist mit eineinhalb Jahren festgelegt, wobei sich die Ausbildung fast ausschließlich an Bibliothekare in einem festen Dienstverhältnis wendet. Da auf diese Weise so gut wie keinem Lehrgangsteilnehmer Berufserfahrung fehlt, sieht die

praktische Ausbildung nur ein fünfwöchiges Praktikum vor, idealerweise an einer ausländischen Bibliothek. Ein wichtiges Kriterium für die Überleitung in ein dauerndes Vertragsverhältnis als Bibliothekar im höheren Dienst ist im Übrigen nicht nur ein abgeschlossenes Hochschulstudium, sondern auch die Kenntnis des Englischen sowie, idealiter, zweier weiterer Fremdsprachen.

Da keine der großen nationalen Bibliotheken außerhalb Deutschlands, weder in Österreich noch der Schweiz oder den Niederlanden, japanische Bücher systematisch sammelt, ist der Bedarf an japanologisch ausgebildeten Bibliothekaren gewissermaßen »von unten her« akut geworden, nämlich an Universitätsinstituten. Immerhin gibt es in Österreich ein Gesetz, das die Betreuung einer Bibliothek durch einen hauptberuflichen Bibliothekar verbindlich vorsieht, sofern die Zahl von 20.000 Titeln überschritten wird. Dies ist am Institut für Japanologie der Wiener Universität schon seit gut drei Jahrzehnten der Fall, sodass zunächst mit Peter Getreuer ein promovierter Japanologe und, nach dessen allzu frühem Tod, mit Gabriele Pauer eine auch bibliothekarisch voll ausgebildete Bibliotheksreferentin für die große universitäre Japanologische Sammlung Sorge trägt. Wenngleich die Bibliothek im Rahmen ihrer praktischen Nutzung dem Institut für Ostasienwissenschaften, Abteilung für Japanologie (so die Bezeichnung seit Juni 2001) zugeordnet ist, liegt die organisatorische Zuständigkeit bei der Wiener Universitätsbibliothek.

Einen institutionalisierten Rahmen über gemeinsame Vorgehensweisen zwischen den vier genannten Ländern gibt es nicht, zumal schon in Deutschland selbst durch seine föderalistischen Strukturen ausgeprägt unterschiedliche Traditionen herrschen. Immerhin bestehen auf informeller Ebene regelmäßige Konsultationen. Der Verein Deutscher Bibliothekare (VDB) und die Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare (VÖB) z. B. treffen sich seit 1997 jährlich zu einem Erfahrungsaustausch, um relevante Fragen zu fachlichen und bibliothekspolitischen Aspekten zu diskutieren.¹⁷ Es darf aber angenommen werden, dass längerfristig eine Angleichung der Bibliotheksausbildung erfolgen wird. Zu verweisen ist auf eine Empfehlung des Europäischen Parlaments aus dem Jahr 1998, die die Rolle der Bibliotheken in der modernen Gesellschaft betont, weshalb »das Aus- und Weiterbildungssystem für Bibliothekspersonal besser an die Entwicklungen der Informationsgesellschaft anzupassen sei«.¹⁸ Damit verbunden ist die Forderung, die Qualifizierungsangebote auf BA- bzw. MA-Studiengänge umzustellen. Konsequenterweise wird dies auch von der Kultusministerkonferenz empfohlen.

**Bibliothekarsausbildung
in den Niederlanden und
der Schweiz nicht staatlich
geregelt**

Situation in Österreich

**gemeinsames Vorgehen
Empfehlung des
Europäischen Parlaments
von 1998**

AUSBLICK

Eine Arbeitsgruppe Bibliotheken der Kultusministerkonferenz der Länder (KMK) beschäftigte sich in den vergangenen Jahren bereits mehrfach mit der Ausbildung für den höheren Bibliotheksdienst. Namentlich befasst sind mit der Materie unter anderem der Verein Deutscher Bibliothekare, der Deutsche Bibliotheksverband und die Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände. In prinzipiellen Fragen herrscht dabei ein deutlicher Konsens. Spezifische Probleme von Bibliotheken mit ostasiatischem Schwerpunkt und deren bibliothekarische Betreuung werden dabei eher selten bis gar nicht angeschnitten. Den Auswahlverfahren für die bisherigen Referendarsausbildungen liegen verwaltungsinterne Vereinbarungen der Bibliotheken und Ministerien über den voraussichtlichen Bedarf an Bibliothekaren in den verschiedenen Einrichtungen zu Grunde. Da besonders in zweischichtigen Bibliothekssystemen die Entwicklung der japanologischen Institutsbibliotheken relativ unbeaufsichtigt von den zentralen Universitätsbibliotheken verlief, blieb deren Bedarf an ausgebildetem japanologischen Bibliothekspersonal zumindest bisher in der Regel unberücksichtigt. Im Rahmen der Referendarsausbildung hat die Ausbildung begrenzter Kontingente von Biblio-

theksreferendaren sowie die Vorauswahl der Referendare nach nur grob fachlichen Schwerpunkten durch die Bibliotheksleitungen eher die Heranbildung von japanologisch vorgebildeten Bibliothekaren für den höheren Bibliotheksdienst behindert, als dass sie diese gefördert hätte. Die bisherigen Bedarfsplanungen kamen überwiegend den an den Universitätsbibliotheken gepflegten Fächern zugute. Von allen Beteiligten könnte in diesem Sinn und darüber hinaus eine bessere Koordination bei der Heranbildung japanologischer Bibliothekare eingefordert werden. Die Aufbaustudiengänge in Köln und Berlin könnten, würde dies entsprechend gefördert, so zum Beispiel endlich jene Lücken in der bibliothekarischen Landschaft füllen, die bisher zum Leidwesen vieler Wissenschaftsfächer eher vernachlässigt wurden.

Nicht alle Japanologien besitzen Planstellen und Bibliotheksbestände in einem Umfang, der die Anstellung eines Bibliothekars im höheren Dienst nur für die Zwecke der Institutsbibliothek rechtfertigen könnte. In kleineren Institutsbibliotheken kann es darum durchaus vernünftig erscheinen, »nur« japanologisch vorgebildete Bibliothekare in diesen Positionen zu beschäftigen. Gleichwohl ist es auch in diesen Bereichen wünschenswert, dass der Ausbildungsstand dieser Kolleginnen und Kollegen zumindest dem von Diplombibliothekaren gleichkommt. Eine günstige Konstellation, die leider aus den besagten Gründen bisher kaum praktiziert oder doch nur mehr postuliert denn verwirklicht werden konnte, dürfte in kleineren Institutsbibliotheken vermutlich jene sein, dass ein promovierter Japanologe mit bibliothekarischer Zusatzausbildung Aufgaben sowohl als Assistent als auch als Bibliothekar wahrnimmt.

Vom Blickwinkel der Japanologie aus sollten gewisse Anforderungen an die Qualifikationen jener Japanologen gestellt werden, die als Bibliothekare ausgebildet werden. Die Promotion und breite Kenntnisse in der Japanologie als Wissenschaftsfach sind durchaus wünschenswert und keineswegs zu verleugnen. Absolvierte Studien in weiteren ostasienwissenschaftlichen Disziplinen sind von Vorteil. Neben der Beherrschung jener europäischen Sprachen, in denen japanologische Arbeiten regelmäßig publiziert werden, sind auch Kenntnisse in weiteren ostasiatischen Sprachen (Chinesisch, Koreanisch usw.) von großer Hilfe. Ausgeprägte bibliothekarische, buchkundliche und informationswissenschaftliche Interessen sollten vorhanden sein.

Es entspräche nicht der Vollständigkeit, über die Fachausbildung von Betreuern japanologischer Bibliotheken zu sprechen, ohne zuletzt noch kurz die Frage der praktischen Fortbildung anzuschneiden. Wir

dürfen davon ausgehen, dass jeder Bibliothekar mit japanologischer Vorbildung mindestens ein Jahr in Japan verbracht hat, zumeist im Zusammenhang mit der Abfassung einer Magisterarbeit oder Dissertation. Diese Horizonterweiterung ist zwar nicht unbedingt bibliotheksrelevant, kann bei einer späteren Referententätigkeit jedoch durchaus hilfreich sein. Die Erfahrung zeigt auch, dass im Zuge der Berufstätigkeit auf persönlicher Ebene oder durch Teilnahme an Tagungen (als Beispiel genannt seien die jährlichen Konferenzen der European Association of Japanese Resource Specialists) regelmäßige lebendige Kontakte zu Kollegen in japanischen Bibliotheken unterhalten werden. Es ist jedoch und bleibt weiterhin ein großes Desiderat, einen Teil des zum Erwerb des Bibliotheksdiploms im höheren Dienst als verbindlich vorgeschriebenen Praktikums von mindestens einem halben Jahr in Japan an einer oder mehreren japanischen Bibliotheken zu absolvieren. Ein Plan, der im Sinne aller an der Ausbildung Beteiligten sein muss, wenngleich die praktischen Voraussetzungen noch zu diskutieren sind, sei es im Zusammenhang mit Stipendien, sei es über Bibliothekspartnerschaften: eine solche Vertiefung in der Ausbildung sichert einerseits die Attraktivität des Berufes eines Japanbibliothekars und gewährleistet andererseits den deutschen Einrichtungen von zurzeit etwa fünfzehn großen Japanbibliotheken eine kompetente Führung. Aktuelle Richtlinien, sich wandelnde Informationstechnologien und neue Konzeptionen in den japanischen Bibliothekswissenschaften lassen sich durch eine auf diese Weise hergestellte engere Verzahnung zwischen deutschen und japanischen Bibliotheken in noch angemessener Weise besser in die Berufstätigkeit übernehmen und Verantwortlichkeit in deutschen japanologischen Bibliotheken zukunftsfruchtig gestalten.

¹ Der wissenschaftliche Bibliotheksdienst als anerkannte Form einer Ausbildung geht auf entsprechende Erlasse Preußens (1893) und Bayerns (1905) zurück.

² 1969–71 und 1973–74 an der Staatsbibliothek zu Berlin.

³ Seit den Siebzigerjahren mehr als zehn Bibliothekare überwiegend an der Staatsbibliothek zu Berlin, aber auch in Bonn, München und Trier.

⁴ Tätig in Bonn, Frankfurt a. M., Marburg und Wien.

⁵ Drei Bibliothekare mit Promotion. In der Sinologie gibt es ähnlich gelagerte Fälle. Die Reihenfolge von Hochschul- und Fachhochschulstudium variiert. Werturteile hierüber werden individuell unterschiedlich ausfallen, für die spätere bibliothekarische Tätigkeit sind praktische, zeitlich nicht zu weit zurückliegende Erfahrungen von Vorteil.

⁶ Die Namen der einzelnen Personen sind der Redaktion bekannt, werden aber aus datenschutzrechtlichen Gründen nicht veröffentlicht. Neun Bibliothekare mit und sechs ohne Promotion aus dem Bereich der Japanologie, tätig in Berlin, Bochum, Düsseldorf, Marburg, München, Tübingen und Wien. Über fünf promovierte und über acht nicht promovierte Bibliothekare aus dem Bereich der Sinologie, tätig in Berlin, Bochum, Hamburg, Hannover, Heidelberg, Köln, Tübingen, Wolfenbüttel, Zürich sowie den USA.

⁷ Hier ist vor allem Wolfgang Hadamitzky zu nennen, dessen lexikografische und bibliografische Arbeiten allgemeine Wertschätzung

erfahren. Leider bearbeiten jedoch viele Diplombibliothekare in den Universitätsbibliotheken Literatur aus Japan fast oder gänzlich ohne Sprachkenntnisse des Japanischen. Die vom Japonicum (Bochum) angebotenen Kurse konnten dabei kaum Abhilfe schaffen.

⁸ Die Japanologie fand in der ehemaligen DDR nur geringe Förderung, da Japan zu den Staaten des kapitalistischen Auslands zählte. Der Lehrbetrieb an der Universität Leipzig wurde eingestellt und an die Humboldt-Universität in Berlin verlagert, wobei im Fach bis zum Fall der Mauer eine große Nähe zum Staatssozialismus vorherrschte.

⁹ Tätig in Berlin, Düsseldorf, Duisburg, Hamburg, Heidelberg, Köln, Marburg, München, Würzburg und Zürich sowie einer deutschen Bibliothek in Tōkyō.

¹⁰ Verzeichniss der chinesischen und japanischen Münzen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetes in Wien. Nebst einer Übersicht der chinesischen und japanischen Bücher der k. k. Hofbibliothek. Wien: Beck'sche Universitäts-Buchhandlung, 1837

¹¹ Der Catalogus librorum sinicorum Bibliothecae Electoralis Brandenburgicae, im Jahr 1683 als erster Bücherkatalog der ehemals Königlichen Bibliothek publiziert, legt davon Zeugnis ab. Die Geschichte der chinesischen Bestände der Berliner Ostasiensammlung wurde mehrfach von E. Kraft und H. Keller dargestellt.

¹² Japanische Handschriften und traditionelle Drucke aus der Zeit vor 1868, Wiesbaden: Steiner, 1982–1986, 3 Bde (Verzeichnis der Orientalischen Handschriften in Deutschland, Bd. XXVII, 1–3).

¹³ Vgl. Otto, Christian; Buck, Herbert: »Informationswissenschaft und Wissensmanagement« an der FH Darmstadt. In: nfd 53.1 (2002), 45–46

¹⁴ Vgl. BuB 2001.9, S. 582–585; Bibliotheksdienst 36.4 (2002), S. 434–438.

¹⁵ VDB-Mitteilungen, Bremen 2002/1: S. 16a.

¹⁶ Die Ausbildung zu einem japanologischen Bibliothekar im höheren Dienst ist bisher noch nicht erfolgt, die Bibliothek der Abteilung Japanologie am Ostasiatischen Seminar der Universität Zürich wird von einer in Japan ausgebildeten Bibliothekarin betreut.

¹⁷ 1997 Innsbruck, 1999 Tübingen, 2000 Salzburg, 2001 Karlsruhe (VDB-Mitteilungen, Bremen 2002/1, S.12/13).

¹⁸ Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie, Frankfurt/M, 48. Jg., Heft 2, März/April 2001, S. 68.

**Desiderat:
Praktika in Japan**

DIE VERFASSER

Dr. Hartmut Lamparth ist Bibliothekar am Japanologischen Seminar der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Regina-Pacis-Weg 7, 53113 Bonn, lamparth@uni-bonn.de

Prof. Dr. Peter Pantzer ist Professor für Japanologie an der Universität Bonn mit Forschungsschwerpunkt Neuere Geschichte Japans. Von 1998–2002 Präsident der European Association of Japanese Resource Specialists (EAJRS). Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität, Japanologisches Seminar, Regina-Pacis-Weg 7, 53113 Bonn, p.p@uni-bonn.de